

1 Er sagte ihnen aber ein Gleichnis darüber, daß sie allezeit beten und nicht nachlassen sollten, 2 und sprach: Es war ein Richter in einer Stadt, der fürchtete sich nicht vor Gott und scheute sich vor keinem Menschen. 3 Es war aber eine Witwe in derselben Stadt, die kam zu ihm und sprach: Schaffe mir Recht gegen meinen Widersacher! 4 Und er wollte lange nicht. Danach aber dachte er bei sich selbst: Wenn ich mich schon vor Gott nicht fürchte noch vor keinem Menschen scheue, 5 will ich doch dieser Witwe, weil sie mir soviel Mühe macht, Recht schaffen, damit sie nicht zuletzt komme und mir ins Gesicht schlage.

6 Da sprach der Herr: Hört, was der ungerechte Richter sagt! 7 Sollte Gott nicht auch Recht schaffen seinen Auserwählten, die zu ihm Tag und Nacht rufen, und sollte er's bei ihnen lange hinziehen? 8 Ich sage euch: Er wird ihnen Recht schaffen in Kürze. Doch wenn der Menschensohn kommen wird, meinst du, er werde Glauben finden auf Erden?

Lukas 18, 1-8

Predigt zur Herbstsynode 2007 *(es gilt das gesprochene Wort)*

9. November 2007, Pfarrkirche St. Joseph Friemersheim

Lukas 18, 1-8

Liebe Gemeinde,
liebe Schwestern und Brüder,

in diesen Tagen erleben wir merkwürdige Kalenderdaten: Am 7. November 1917 riss Lenin mit seiner Revolution in Russland die Macht an sich. Am 9. November 1918 rief der Sozialdemokrat Philipp Scheidemann vom Deutschen Reichstag in Berlin die Gründung einer „Deutschen Republik“ aus. Am 9. November 1923 putschte Adolf Hitler in München und rief eine „Provisorische nationale Regierung“ unter seiner Leitung aus. Am 9. November 1938 wurde mit der so genannten „Reichskristallnacht“ die „Endlösung der Judenfrage“ eingeleitet. Am 9. November 1989 begann der äußerlich sichtbare Zusammenbruch des so genannten real existierenden Sozialismus durch den Fall der Mauer in Berlin und damit der Prozess der Vereinigung Deutschlands. Jedes dieser Daten – vielleicht ließen sich noch mehr hinzufügen – markiert eine „Wende“, manche sogar eine „Zeitenwende“. Solche Daten legen es nahe, darüber nachzudenken, welche Triebkräfte die Geschichte bestimmen.

Trauen wir das Gott zu? Sehen wir ein Schicksal am Werk? Oder haben wir die Geschichte in eigener Regie übernommen?

Für nicht wenige Zeitgenossen gilt es sogar als „wissenschaftlich“ erwiesen: In vormodernen Zeiten bezogen die Menschen alle Dinge auf Gott, besonders die unerklärlichen. Für die moderne Welt dagegen gelte: Nicht Gott, nicht ein Schicksal, sondern der Mensch entscheide über das Geschick der Welt.

Neu ist das freilich nicht. Mehr bürgerlich schrieb dies schon 1872 David Friedrich Strauß in seinem Buch „Der alte und der neue Glaube. Ein Bekenntnis“. Darin heißt es:

„Wir sind keine Christen mehr und wollen es auch nicht mehr sein. Erbsünde, Rechtfertigung und Erlösung, persönlicher Gott und Teufel – das ist alles ohne Bedeutung für den modernen Menschen.“

Eher proletarisch singt man dasselbe in der so genannten „Internationale“ von Eugène Poitrier (1871):

„Es rettet uns kein höheres Wesen, kein Gott, kein Kaiser noch Tribun. Uns aus dem Elend zu erlösen, können wir nur selber tun.“

Das „Letzte Gericht“ als Verantwortungsinstanz des Menschen, von dem in diesem Lied ausdrücklich die Rede ist, ist nicht mehr Sache Gottes, sondern die des Proletariats als des neuen Erlösers.

Vielleicht halten wir das für ein Stück Vergangenheit. Aber: Haben Fragen des Wirtschaftswachstums, der Gewinnmaximierung, des Global-Playertums für nicht wenige unter uns schon längst einen quasi-religiösen Stellenwert eingenommen? Sind sie nicht schon längst zu einer Ersatzreligion geworden, für die man auch das Leben von Menschen in Kauf nimmt, die auf den Altären der Neuzeit geopfert werden? Wo der Glaube an Gott verloren gegangen oder undeutlich geworden ist, konzentriert sich die religiöse Sehnsucht als Grundmerkmal des Menschen eben auf „weltliche“ Dinge. Vieles kann da Religion werden, Beispiele gibt es genug. Oft dampft es

gerade da von Religion, wo man die Religion bestreitet. Nicht-Religion wird schnell zur Religion, wie schon die Bibel zeigt. Das „Goldene Kalb“ ist kein einmaliges Ereignis.

Auch Religion wird heute in menschliche Regie übernommen. Denn wir sind so gestrickt, dass wir glauben, dass auf uns eher Verlass ist, als auf andere, eher auch als auf Gott. „Do it yourself“ heißt nicht nur die Parole im Baumarkt und „Mach Dein Ding“.

Wir haben das Gleichnis Jesu von dem ungerechten Richter und der bittenden Witwe noch im Ohr. Da geht es nicht allein um die bedrängende Frage: „Wenn der Menschensohn (d.h. Jesus) kommen wird, meinst du, er wird Glaube finden auf Erden?“ Das will sagen: Bei Gott stehen die Türen offen. Dafür steht Jesus mit seiner Person selbst ein, oder wie wir im Rheinland sagen: „Dafür können sie mich ansehen.“ Aber Jesus fragt uns, ob er, ob Gott denn bei uns Zugang findet, ob wir ihn aufnehmen? Noch einmal: An Gott scheitert unser Heil nicht. Es könnte aber an uns scheitern – und auch davon redet die Bibel an vielen Stellen. Fällt für uns Jesu Zukunftsperspektive weg, dann verliert unser Glaube sein Fundament, seine Tiefe. Dann wird er schnell zu einer Diesseitsphilosophie, Moral oder Kulturkritik oder zum (meist folgenlosen) Appell an andere. Ohne Zukunftsperspektive Jesu wird unser Gebet bescheiden, auch wenn es viele Worte macht.

Ohne die Zukunftsperspektive Jesu ist unser Gebet eine hilflose und ohnmächtige Geste, ein Affekt ohne Effekt. Und deshalb hören wir in diesem Gleichnis ausdrücklich, dass wir bei unserem Beten Gottes Autorität und Zukunft in Anspruch nehmen dürfen. Diese bittende Witwe hatte eigentlich keine Chance. Ihr Auftreten war zunächst eine ohnmächtige Geste. Dieser Richter war nicht ansprechbar. Die Witwe aber lässt nicht locker. Da geschieht das Wunder: Der Richter denkt nach:

„Wenn ich auch Gott nicht fürchte, und mich vor keinem Menschen scheue, so will ich doch, weil diese Witwe mir Mühe macht, ihr Recht verschaffen, damit sie nicht handgreiflich wird und mich sogar schlägt.“

Ein tolles Bild!

Hat solches Beten Sinn? „Was selbst der ungerechte Richter schließlich tut, das wird Gott noch viel eher tun.“ – das ist die Pointe dieses Gleichnisses. Jesus will von uns beim Wort genommen werden. Gott will von uns so zudringlich gebeten werden, wie diese Witwe es vormacht. Jesus ermuntert uns zum zudringlichen Bitten, weil ihm die Zukunft gehört, weil er das letzte Wort behält. Das ist – auf eine kurze Formel gebracht – der Sinn dieses Gleichnisses, das Jesus angefochtenen Menschen erzählt.

Beten im Sinne Jesu heißt: Es Gott zumuten, dass seine Macht die Welt und uns trägt. Beten heißt: Den Aberglauben aufgeben, dass wir mit unserer Kraft das Heil der Welt schaffen können. Wer aus eigener Kraft auf Erden das himmlische Jerusalem, das Paradies schaffen wollte, hat oft die Hölle zurück gelassen. Erinnern wir uns an die Geschichtsdaten am Anfang!

Beten heißt dagegen: Es Gott zutrauen, dass seine Treue mich hält und trägt, auch da, wo meine Wünsche nicht in Erfüllung gehen. Beten im Sinne Jesu heißt: Gott auf unsere Welt, auf mein Leben darin und auf den fernen Nächsten anzusprechen. Wer Gott so anspricht, der darf Großes von ihm erwarten. Der lässt aber auch Gott die Freiheit, wie er unserem Bitten entsprechen will.

Kein Geringerer als Martin Luther hat dieses Gleichnis Jesu nachbuchstabiert, wenn er im Kleinen Katechismus den Begriff „Täglich Brot“ so erläutert:

„Was heißt denn täglich Brot? Alles, was zur Leibes Nahrung und Notdurft gehört, wie Essen, Trinken, Kleider, Schuh, Haus, Hof, Acker, Vieh, Geld, Gut, fromm Gemahl, fromme Kinder, fromm Gesinde, fromme und getreue Oberherren, gut Regiment, gut Wetter, Friede Gesundheit, Zucht, Ehre, gute Freunde, getreue Nachbarn und dergleichen.“ All das gehört für Luther in unser Gebet hinein.

Vieles, was Luther da 1529 aufzählt, lässt sich direkt in unseren Alltag übertragen. Anderes lässt sich ohne große Mühe aus der damaligen Agrargesellschaft in unsere moderne Industriegesellschaft übersetzen. Luther liefert hier Modelle für unser Nachdenken. Wer so zu Gott betet, der denkt weiter. Der blickt über den eigenen Horizont hinaus, weil er schon im Horizont Gottes leben und denken darf. Wer so zu Gott betet, der weiß, dass sein Leben nicht einfach die Summe der eigenen Leistungen ist, dass Gott ihm auch im Alltäglichen und Selbstverständlichen begegnet.

Beten in der Zukunftsperspektive Jesu heißt auch, Gott dafür zu danken, dass es den „Jüngsten Tag“ geben wird.

Wir sind in unserem alltäglichen Leben auf Gerechtigkeit angewiesen. Gerechtigkeit in unseren Händen kann sich aber leicht ausnehmen wie die des fanatisch gerechten Herzogs Heinrich von Lüneburg, der seinen Vogt Christian Pelse hängen ließ, weil dieser im Regen einem Bauern den Mantel weggenommen hatte. Als der Vogt an der Linde hing, erfuhr der Herzog, dass der Bauer den Mantel zuvor selbst gestohlen hatte.

Gott will, dass wir es in unser Herz und Gewissen nehmen: Er ist auf unser Leben, auf unser Tun und Lassen ansprechbar. Unser Leben ist in seiner Hand geborgen. Seine Hand trägt uns und unsere Welt heute und morgen. Amen.